

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstr. 97.

Halle a. S., Freitag 15. Mai 1896.

Berliner Bureau Berlin SW., Fernsprechamt 18.

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen 2,50 A. ...

Anzeigen-Gebühren für die halbjährliche Zeitungs-Beilage ...

Die Broschüre von Professor Kühn.

Die Sozialdemokratie macht ihrem Vorgesang über das mit so großer Majorität ausgesprochene Verbot des Terminabstels in ...

wird hoffentlich weiter wirken, damit der greise Kämpfer noch ...

Das ist in der That ein Kämpfer, wie die Landwirthe ihn lieben! Frei und offen steht er auf dem Plan, bereit, seine ...

selbne mit dem Prinzen Bernhard Heinrich, dem zweiten Sohne des verstorbenen Erbprinzen von Sachsen-Weimar, an den Höfen beider Staaten ...

Die Fahrt der Hannoveraner nach Friedrichsruh zum Fürsten Bismarck, die seitens der Leitung der ...

Der Regierungsausschuss Max Frhr. v. Dönhoff, der durch seine eingehenden Studien über den ...

Deutsches Reich.

Die Depeschen, welche zwischen dem Kaiser und dem Khehiv ...

Beilin, Schloß, 1. Mai 1896. Soeben von der Eröffnung der Ausstellung zurückgekehrt, fühle ...

Der Khehiv antwortete: Ich bin tief gerührt von den schönen Worten, die ...

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin hat die Reise zu den ...

Aus Coburg theilt man mit, der Herzog, die Herzogin und die Prinzessin ...

Der Fürstin zu Waldeck und Pyrmont ist, wie aus Waldeck ...

Der Reichsanzeiger veröffentlicht die Verlesung des ...

Die W. B. J. erhält aus sicherer Quelle die Mitteilung, daß die ...

Im Gefolge des Prinz-Regenten befindet sich außer Herrn ...

Im Telegramm des Kaisers an den Geh. Reg.-Rath ...

Wir möchten ihnen (den Worten des Kaisers) gegenüber nur ...

Wir haben bereits telegraphisch mitgeteilt, daß der Kapitän ...

Dabei wechselte die Stelle des Körpers, an der gepimpft wurde ...

In der wissenschaftlichen Ehrgang Jenner's wetteiferten die Akademien ...

Die schönste und höchste Ehrgang ist ihm aber doch wohl — wenn auch ...

Wir haben ein Jahr der Jubelfeste für kriegerische Thaten hinter uns, freuen wir uns, daß wir die neue ...

Ein Jubiläum der Humanität.

Zum Gedächtnis an Edward Jenner — 14. Mai 1796.

Von Dr. Gustav Lewinlein.

Wenn wir uns heute über die glänzenden Erfolge freuen, die ein deutscher Forscher durch sein Heilmittel gegen die ...

Das Dr. Jenner mit seiner Entdeckung des Heilserums gegen die Diphtherie, was Pasteur mit seiner Impfung gegen die ...

Während wir auch Jenner, den wir als Entdecker der Impfung ...

am, handelte es sich noch immer um die Impfung mit Blatterkrampf, das von blatterkranken Menschen entnommen ...

Erst Dr. Jenner kam auf die Idee, an Stelle des Eiters von blatterkranken Menschen den Eiter von blatterkranken ...

Nachdem dieser erste Versuch, dem sich bald andere gleich erfolgreich anschlossen, gezeigt hatte, daß durch Jenner'sche ...



Die Anadolische Juno.

36) Roman von Hans Wachenhusen.

Ein junges Weib mit faſt aufgelöſten, in wirren Strähnen über eine halb entblögte Bruſt fallendem ſchwarzem Haar, bis zu den Hüften nur mit einem Hemd bekleidet, die beiden nackten Arme in eifriger Thätigkeit, hockte kniend über einer großen, mit Eiſen beſchlagenen, alterthümlichen, offenen Truhe; neben ihr ſtand derſelbe Burſche von etwa zwanzig Jahren mit dem dunklen Zigeunergeſicht, in ſeine Arme packend, was ſie ihm haſtig und erhißt zureichte. Die Alte hatte ſich inzwiſchen mit allen Zeichen der Angſt vor ein Bett geſtellt, vor dem die ohne Zweifel unter demſelben hervorgezogene, eiſenbeſchlagene und ſichtbar gewaltsam geöffnete Truhe ſtand. Ihre ungeſchickte Haſt lenkte meinen Blick auf daſſelbe. Ich ſah in dem Bett das nur ſchwach beleuchtet durch das auf einem Tiſch ſiehende Anſchlittlicht war, das verzerrete, an Stirn und Schläfen durch dünnes graues Haar bedeckte Antliß eines Greiſes und fuhr zurück, denn ein grober Stallſtrich war um den Hals des Daliegenden geſchlungen. Kein Zweifel! Man hatte den Unglücklichen im Schlafe erwürgt und war eben im Zuge, ihn zu berauben! . . . Noch ſtarrte ich auf das vom Blut unterlaufene Todtengeliſt, als ſich die weibliche Geſtalt erſchreckt aufrichtete und mir ihr Geſicht zuwandte. Ich blickte in ein jugendliches, durch ſeine Schönheit mich verwirrendes Geſicht, in ein paar ſchwarze Augen von wunderbarer Gewalt, mit von Anſtrengung und Ueberraffung erweiterten Pupillen, die mich entrüſtelt und zürnend anſtarrten; ich blickte auf die vollendet ſchöne, durch den weiten Hemdausſchnitt entblögte Büſte, während ihre nackten Arme noch umſchloſſen, was dem Burſchen zu überreichen ſie durch mein Erſcheinen geſtört worden.

Ich erkannte ſie, dieſelbe, die hierher zu geleiten mir die Ordre gemordet war!

Sie ſchien ſich von ihrer Beſtürzung ſchnell zu erholen. Mit von Anſtrengung erregtem Athem redete ſie mich an.

„Sie haben die Pflicht, mich zu ſchützen! Ich kam zu ſpät! Die Soldaten hatten den Unglücklichen überfallen und zu plündern geſucht, jedoch nicht gefunden, was in dieſer Nacht noch zu retten meine Abſicht war. Auch Sie können hier nichts mehr ſchützen, die Stadt iſt von Truppen entblögt, denn die letzten der Ihrigen ſind ſchon am Abend abgezogen, Sie ſelbſt ſind ein Gefangener, wenn der Feind anrückt.“

Sie ſprach das mit einer Ruhe und Faſſung, die mich im erſten Moment überrachte. Dieſem ſchönen jungen Weibe, dem ich kaum zwanzig Jahre gab, war ich geneigt, Alles zu glauben. Ein Blick auf das, was ſie in den Armen trug, überzeugte mich, daß es Pöckchen von Werthpapieren, die für einen ſeitwärts von ihr liegend ſchon halb gefüllten, groben Sack beſtimmt waren. Ein zweiter Blick auf die Leiche rief jedoch Zweifel in mir wach, und ich ſchaute ihr wieder ungläubig ins Auge. Der Soldat iſt kein Bürger, ſelbſt unſere wiſteſten Grenztruppen hätten von ihren Waffen Gebrauch gemacht! Das ſtand in mir feſt, und warum denn dieſe Angſt vor meinem Erſcheinen? So ſchön, wie ſie war, ich zweifelte und fragte, ob der Todte kein Angehöriger von ihr ſei.

Sie warf die letzten Packete in den Sack und gab dem Burſchen einen Wink, dieſen hinauszutragen.

Schweigend blickte ſie umher, während ſie das Hemd über der Bruſt zuſammenzog.

„Der Wagen ſteht im Hofe bereit!“ ſagte ſie, nach einem Ueberwurf, einem Jaquet greifend, das über dem Stuhl hing. „Ich bin im Beſitz eines franzöſiſchen laïſſez-paſſer und bereit, Sie damit jezt meinerſeits zu ſchützen, wenn Sie Ihre Uniform durch eine Stallkleidung bedecken wollen, die Sie im Hofe finden werden.“

„Und wohin gehen Sie?“ fragte ich.

„In der Richtung nach Verona. Sie werden die Ihrigen ſpäter auf dem Marsch dorthin finden.“

Ich war bereit, um unfehlbarer Gefangenſchaft zu entgehen; zudem feſſelte mich dieſes ſchöne Weib, dem ein Verbrechen zuzutrauen deſhalb meinem Gefühl widerſtrebte. Ich that den erſten Schritt in mein Unglück. Das alte Weib blieb allein in dem öden Hauſe zurück. Wenige Minuten ſaß ich neben meiner Unbekannten und der Wagen rollte durch die todte Stadt auf die Landſtraße, geführt von demſelben Burſchen. Ich trug einen Stallkittel, der Kolpack lag im Waagen zu meinen Füßen.

Der Mond war am Himmel aufgegangen, die Nacht eine kühle, den armen Verwundeten zur Erleichterung, von denen mir alsbald in Ochſenkarren ganze Transporte begegneten. Vom Feinde war nichts zu ſehen.

Meine Gefährtin hatte ihr Schweigen gebrochen. Nach ihrer Mundart gehörte ſie zu uns, denn ſie ſprach den deutſchen Dialekt der unteren Donau, obgleich ich ſie nicht für eine Deutſche halten konnte. Sie ſprach auch das Ungariſche mit dem Anſlang des rechten Donau-Ufers. Kein Wort über den Vorfall der Nacht wurde gewechſelt.

Als wir der erſten öſterreichiſchen Truppenabtheilung begegneten, bat ſie mich beſorgt, ſie bis Mantua nicht zu verlaſſen, ſie, die ſich mit ſo viel Muth durch die feindlichen Vorpoſten gewagt. Auch woher ſie komme erfuhr ich nicht. Ich folgte ihrem Wunſch, denn eine ungeliege Gewalt hielt mich an ihrer Seite, obgleich das unheimliche Nachtbild mir öfter vor Augen trat.

In Mantua, das von Truppen überfüllt war, hielt der Burſche im erſten Morgengrauen auf dem Hofer-Platz; ich erhob mich, warf den Kittel von mir, ſetzte den Kolpack auf und umgürtete mich mit dem Säbel. In aller Höflichkeit ſagte ich ihr Adieu. Sie dankte mir ebenſo und ich ging, um mich beim Kommando vorläufig als für einige Tage dienſtunfähig zu melden, da meine Wunde ſich zu entzünden drohte. Der Wagen entſchwand mir zwiſchen dem großen Fuhrpark auf dem Platz aus den Augen. Zwei Tage ſpäter begegnete ich in der StraÙe einer ſchlanken Frauengeſtalt in elegantem Koſtüm, das Antliß von ſchwarzem Schleier bedeckt. Eine ältere Frau begleitete ſie. Wie eine Ahnung ſchlug es mich ſchon in der Entfernung bei ihrem Anblick und in der That hielt ſie vor mir inne den Schleier zurücknehmend.

„Herr von Dorog,“ redete ſie mich an, denn ich hatte mich, als wir aufbrachen, ihr unter meinem Namen vorgeſtellt, ich habe Ihnen meinen Dank zu ſagen für Ihre Aufopferung!“

Mein Blick fiel inzwiſchen auf ihre Begleiterin und ich hätte darauf ſchwören mögen, daß dies das alte Weib geweſen, das ich in Lodi neben ihr geſehen. Ein unangenehmes Gefühl beſchlich mich; aber ein anderer Blick auf die vor mir Stehende verjagte es, denn ich ſah in ihrem eleganten Koſtüm eine Schönheit erſten Ranges vor mir, in Haltung und Benehmen eine Dame von Welt — eine ganz Andere als die ich in jener Nacht in ſo brutaler Beſchäftigung geſehen. Gebannt durch dieſen Zauber, ſtarrte ich ſie an und ſie lächelte mit ſo moquanter Miene. Durch ein Zeichen entließ ſie die Alte, ein anderes mit einer ſo ſoweränen Geſte, daß ich unbewußt folgte, hieß mich an ihrer Seite bleiben, als ſie ihren Weg fortſetzte.

Als ich ihr ſchweigend meine Bereitwilligkeit ausſprach, mochte ſie in meinen Zügen doch eine argwöhnliche Frage geſehen haben.

„Sind Sie nie in der Lage geweſen, ein Vermögen vor fremder Raubgier zu retten?“ fragte ſie in tieferm Ernſt und mit eigenthümlicher Betonung.

„Nein! . . . Andere übernahmen es für mich!“ Ich gedachte eben meiner bedürftigen Lage, da der Krieg ſo unglücklich

schon zu enden schien, gedachte der Schulden, von denen mich derselbe nur für Wochen befreit.

„Ich weiß es!“ betonte sie. „Fragen Sie nicht, durch welchen Zufall ich von Ihren Verhältnissen erfuhr. Versprechen Sie mir Dank gegen Dank durch Ihr Schweigen über . . . Geschehenes?“ Ich wußte verlegen augenblicklich keine andere Antwort als:

„Ich that, zu was ich kommandirt war, Sie nach Lodi zu geleiten! Was dort geschehen, ist mir heute wie eine Vision, ein Traum!“

„Es möge Ihnen ein solcher bleiben!“ Sie sprach das in einem gebietenden Ton. „Wir sehen uns vielleicht nicht mehr! Vergessen Sie meinen Dank nicht!“ Damit reichte sie mir innehaltend die Hand. Mit einem letzten Blick aus den großen schwarzen Augen, der mich total verwirrt machte, wandte sie sich von mir und trat in ein großes Thor, vor dem ich regungslos stehen blieb. Als ich ihr nachschaute, war sie verschwunden. Ich sah, daß sie einen Privat-Durchgang nach einer anderen Straße benutzte. Großer Truppeneinbruch, der sogar den Bürgersteig in Anspruch nahm, drängte mich mit der Masse der diesen Begleitenden fort und erst in einem Kaffeehause fand ich Ruhe, über dieses Wiederbegegnen nachzudenken. Als ich am späten Abend in mein Quartier zurückkehrte, übergab mir mein Bursche ein Päckchen, das an meinen Namen adressirt war. Ich öffnete es und fand in demselben, zusammengeknüpft mit einem rothen Bändchen, eine Anzahl französischer Rentenbriefe.

Erröthend, mit einem gewissen Abscheu warf ich sie auf den Tisch. Sie gemahnten mich an die unheimliche Nacht in Lodi, denn ich glaubte, dieselben Papiere zu erkennen. Müde warf ich mich angekleidet auf mein Lager. Ich hatte mich als wieder dienstfähig gemeldet und sollte um fünf Uhr Morgens im Sattel sein.

Ich schlief ein, die Papiere auf dem Tisch liegen lassend. Aber meine Träume ließen mir keine Ruhe. Ich sah immer wieder dieses schöne, mir so geheimnißvolle Weib, bald in dem öden Hause in Lodi, angelehnt an die Leiche, bald in ihrer eleganten Toilette und selbst im Traum hallten mir ihre Worte im Ohr: Dank gegen Dank! . . .

Ich verweile in meiner Aufzeichnung bei diesen Tagen unständlicher, denn dieser Dank sollte mein Glend werden. Erst am Mincio, wo sich der Feind in Massen uns gegenüber sammelt, fand ich die Papiere wieder in meiner Seitentasche. Ich achtete ihrer kaum. Auch die Schlacht von Solferino ging verloren; heimwärts zogen unsere Truppen, und beim Einzuge in Pest sah ich bereits meine Gläubiger, wie sie nach mir ausschauten, ob ich auch zurückkehre.

Aber eine Andere noch empfing mich — meine Unbekannte, die, im Wagen stehend, herausragend aus dem Flor schöner Frauen durch ihre Schönheit und den Glanz ihrer Toilette, die Schwadronen vorüberziehen ließ. Mit leuchtenden Augen mich erkennend, überreichte sie mir mit bezauberndem Lächeln einen Lorbeerkranz.

Ich glaubte, sie vergessen zu haben, hier aber, wie ich sie in wirklich verückender Schöne vor mir sah, vergaß ich wenigstens die Umstände, unter denen ich ihr begegnet. Ich drückte, ein Gegenstand des Neides der Kameraden, im Vorüberreiten ihre Hand und empfand einen mich durchzuckenden Druck derselben.

Während der nächsten Tage bezahlte ich meine Schulden und begehrte die unverzügliche Aufhebung des Sequesters über meine Güter, zu deren Verwalter, wie erwähnt, mein Oheim Ladislaus Dorog ernannt worden. Inzwischen hatte ich den Sinn für meinen Dienst verloren. Ich suchte mit Unruhe nur sie, deren Existenz für mich ein so tiefes Geheimniß. Meine Kameraden sprachen mit Empfinden von einer Gräfin Bozzaris, von der anadolischen Juno, wie man sie hieß, und ich fand in ihr zu meiner Ueberraschung dieselbe, die ich gesucht, eines Mittags auf der Schwelle des Hotels de l'Europe.

Sie empfing mich mit freudigem Lächeln, sie duldete auch meine Begleitung und wenn ich ihr in die wunderbaren Augen sah, war jeder Gedanke an jene Nacht vergessen. Und dennoch war es das Geheimniß, das mich beunruhigte, als ich sie verließ.

Sie wohnte glänzend in diesem Hotel. Alles, was sie in demselben umgab, verrieth Reichthum; sie empfing mich im halb orientalischen Hauskostüm, als ich von ihrer Erlaubniß Gebrauch machte, sie zu besuchen. Daß sie Geld besaß, wußte ich ja! Dank gegen Dank! Sie hatte mir den ihrigen in so reichem Maße gezollt, nachdem sie den Muth gehabt, ein ganzes Ver-

mögen, das der Raubsucht feindlicher Einquartierung preisgegeben war, zu retten.

Wie ich sie in ihrer Wohnung sah, so stolz bewußt, so Lebensfroh, begriff ich, was sie gethan; unklar war mir nur, wer die Weiden gewesen, die ihr in jener Nacht ihre Hilfe geliehen, ihre Ankunft jedenfalls dort erwartet hatten. Die Alte hatte ich noch in Mantua bei ihr gesehen, hier fehlte sie. Gräfin Bozzaris nannte sie sich also; wer aber hatte ihr den Namen einer anadolischen Juno gegeben?

Ich wagte nicht, Aendere danach zu fragen, denn meine Kameraden beneideten mich um meine Bekanntschaft mit ihr, als sie mich mehrmals auf dem Donau-Quai an ihrer Seite gesehen. Mein Oheim, der mir die Selbstbestimmung über mein Vermögen wieder zurückgeben mußte, sagte mir gerade ins Gesicht, ich habe das Geld zur Bezahlung meiner Schulden von keinem Anderen als von ihr. Kannte er sie? Er ließ mich in Zweifel.

Daß sie jenseits der Donau heimisch, verriethen ihre Gewohnheiten, ihre Sprache, ihr Typus. Entsprechend der frühen Entwicklung dieser Stämme, mochte sie kaum zwanzig Jahre zählen, und in diesen besaß sie bereits eine geistige Ausbildung, welche auch von ebenso früher Selbstständigkeit zeugte, denn sie bewies in Allem eine Entschlossenheit eine Unabhängigkeit, die jeden fremden Schutz verschmähten.

Was sie nach Pest geführt, warum sie wollte, sie schwieg darüber. Der Bewunderung gewohnt, bewegte sie sich, nur von einer Dienerin aus Siebenbürgen begleitet, frei und mit einer Sicherheit in den Straßen, die sie vor jeder Zubringlichkeit schützte. Nur mich duldete sie an ihrer Seite, nur mich empfing sie, und so wurde ich denn der willenlose Slave eines jungen Weibes, den sie alsbald eines Tages zu ihren Füßen litt, um seine Liebeschwüre lächelnd zu erhören.

Wochen vergingen mir im Genuß eines Glückes, das ich jeden Morgen von Neuem als eine Wahrheit, eine Wirklichkeit zu fassen mich mühte, bis ich eines Morgens aus dem Taumel erwachte. Sie war verschwunden, ohne ein Wort, ein Zeichen für mich zurückzulassen, und in mir gähnte eine Leere, die mich zur Verzweiflung zu führen drohte. Ich fragte mich vergebens, wer sie gewesen, die mich mit ihrer Schönheit, ihrer Liebe in einem steten Rausch erhalten. Meine Kameraden, die mich beneideten als den Begünstigten eines Weibes, von welchem die Phantasie der Menge schon das Abenteuerlichste hinsichtlich ihres Reichthums, ihrer Herkunft erzählt, so sparten sie nicht mit ihrer Satire, mein ohnehin so heißes Blut trieb mich, einige von ihnen zur Verantwortung zu ziehen, und so ward meine Stellung unter ihnen eine unmögliche. Ich nahm einen längeren Urlaub, um mich zunächst der Verwaltung meiner Güter zu widmen; aber ich war unfähig hierzu, ich sah dies ein. Dazu kam die Unerträglichkeit meiner Lage. War ich allein, so rann es mir oft eiskalt durch's Herz, ich erjagte mir Ruhe in der Rustia, aber kam ich auf diesen wilden Ausflügen zu dem Gehöft, einer Art Garba, die mein Oheim jetzt wieder bewohnte, und empfing er mich auf seiner Schwelle, so ward es mir doppelt unheimlich, denn immer war es mir nach gewissen Anzeichen, als habe er sie erkannt, als wisse er mehr von ihr als ich und die Welt.

Er leugnete dies zwar, immer ausweichend, aber ich mißtraute ihm. Es litt mich nicht bei ihm und schließlich trat, wenn ich an sie dachte, jedesmal auch jenes Nachtbild in Lodi vor meine Augen. In jener Nacht war ja ein Verbrechen begangen — der Soldat würgte niemals, die Ueberzeugung sprach immer mit in mir — und ich war der Zeuge, der unfreiwillig Mitbetheiligte, der Mitschuldige, denn ich hatte einen Antheil an jenem Gelde genommen. Mein Oheim, so glaubte ich, haßte mich, liebte mich wenigstens nicht mehr, seit ich ihm die Verwaltung meines Eigenthums wieder entriß; er glaubte die Quelle zu kennen, aus der mir jene Hilfe geflossen, kannte er . . . Er war, wie ich gehört, was er selbst aber nicht zugab, während der kurzen Campagne als Geschäftsmann in der Lombardie gewesen, warum leugnete er? Zudem behauptete er jedesmal, er habe bei der Verwaltung große Summen ausgelegt, um die durch mich vernachlässigten Güter wieder ergiebig zu machen; er verlangte diese von mir zurück, aber darüber mir Rechnung zu legen, entschloß er sich nicht. (Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine vornehme Frau.

171 Roman aus der Neuzeit von Karl Wartenburg.

Darum hatte er Portheim, den er ebenso verachtete, wie er Linden haßte, in seinen Plänen gegen Viktor unterstützt, darum

alles aufgeboten, um einen Bruch zwischen Clotilde und Vinden herbei zu führen.

Und es war ihm geglückt — er stand am Ziel. Am Ziel? Ein dunkler Schatten lagerte sich auf seiner Stirn. Das Bild jener Gruppe stieg vor ihm auf, daß er vor einigen Tagen mit Vorthheim gemeinschaftlich von dem Berge aus beobachtet hatte.

Er und sein Kind und sie . . . Ein bössartiges Lächeln schwebte um die vollen blühenden Lippen des Missionsvorstehers

„Nimm Dich in Acht, Viktor Vinden, daß Du mir nicht zum zweiten Male in den Weg trittst. Und wenn ich Dir den Kopf zertreten müßte, wie einem giftigen Wurm . . . War dieser Mensch nicht ohnehin ein Feind göttlicher und menschlicher Ordnung, ein Verräther der Kirche und Umsturpropheet?“

Da stieß der Postillon schmetternd in das Horn, der Wagen rasselte den Abhang hinab und hielt vor der Villa. Die Nacht war indessen vollständig hereingebrochen und hatte ihr schwarzes Gewand über die Erde gebreitet. Kein Stern glimmerte am Himmel, die halbe Mondsilber, die über dem Walde stand, wurde nur auf Augenblicke sichtbar, graues Gewölk verbaro sie stets wieder.

Mit einem Sprung war der Missionsvorsteher aus dem Wagen. Er warf einen raschen Blick nach Clotildens Fenstern. Sie waren dunkel. Dagegen war das Zimmer des Barons hell erleuchtet.

Sollte Clotilde im Zimmer des Barons sein? Noch ehe er Zeit hatte, sich die Frage zu beantworten, knarrte die Thüre des Gartens, Louis kam mit der Stalllaternen und nahm Johannes die Reisetasche ab

„Ist die Herrschaft zu Hause?“ fragte er den Diener. „Der Herr Baron ist auf seinem Zimmer.“

Hastig stieg Johannes die Treppe hinan. Hier begegnete ihm Clotildens Mädchen.

„Ist die gnädige Frau zu sprechen?“ frug er sie. „Die Frau Baronin war sehr müde und hat sich schlafen gelegt.“ antwortete die Jofe.

Wäre das Treppenhaus etwas heller erleuchtet gewesen, so würde ihm eine gewisse Verleakenheit des Mädchens bei seiner Frage nicht entgangen sein.

Rasch öffnete er die Thüre Vorthheims. „Guten Abend, Vetter . . .“ begrüßte er ihn.

„Ah, guten Abend, Vetter! Schon zurück?“ grüßte lächelnd der Baron, der seine Papiere ordnete und zusammenpackte.

„Ja.“ antwortete Johannes, indem er sich seinen Sessel an den Tisch rollte. „ich wurde eher fertig, als ich hoffte . . .“

„Und doch zu spät gekommen.“ meinte der Baron mit einem sonderbaren Lächeln, indem er ein Packet Schriften in seine Reisetasche schob und dann im Ordnen der übrigen Papiere ruhig fortfuhr.

„Zu spät, wie so?“ rief Johannes unruhig. Der Baron wandte ihm das Gesicht zu.

„Brennen Sie sich erst eine Cigarre an!“ lächelte er.

„Ihre Stimme verräth eine gewisse nervöse Unruhe und Sie wissen der Tabak wirkt beschwichtigend, einschläfernd auf das Nervensystem. Meine Mittheilung ist aber etwas aufregender Natur . . .“

„Sprechen Sie . . .“ stieß der Missionsvorsteher in heftiger Ungebuld hervor.

„Gewiß, aber Sie müssen mir versprechen ruhig zu bleiben.“

Johannes suchte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck die Achseln.

„So hören Sie denn!“ näselte der Baron, indem er mit größter Gleichmüthigkeit ein Packet Briefe nach dem andern zusammenband und in die Tasche schob.

Und nun erzählte er ihm die Begegnung, die er heute morgen mit Vinden gehabt und wie er diesen zum Duell geordert.

„Er nahm es an?“ unterbrach Johannes begierig den Erzähler. Der Baron lachte

„Ja, er nahm es an, aber vom Annehmen bis zur Mensur ist ein weiter Weg. Ich glaube, Sie würden nicht böse gewesen sein, lieber Vetter, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr uns Beide, mich und den Advokaten todt gefunden hätten; und gestehen Sie es nur, Sie würden inbrünstige Gebete für diese beiden Sünder zum Himmel emporgeschickt und Gott gedankt haben, daß er uns von der Erde genommen.“

Unter von gesenkten Augenlidern des Missionsvorstehers schoß ein haßerfüllter Blick hinüber zu dem Baron, der eine kleine Unterbrechung in seiner Erzählung machte, um sich an des Wacksterges eine Cigarre anzubrennen . . .

„Als ich ein paar Stunden später nach Hause kam, ließ mich meine Frau um eine Unterredung bitten. Ach, das Sprüchwort muß wahr sein, alte Liebe rostet nicht! Die arme Clotilde war schrecklich besorgt für das Leben des Herrn Vinden, und sie malte mir die Sache mit so grellen Farben aus, daß ich anfangs, weich zu werden. Schließlich — Sie sehen, es rollt das Blut eines Kaufmanns in ihren Adern — machte sie mir einen Vorschlag, dem ich unmöglich widerstehen konnte. Geb mir die Freiheit, sagte sie, und ich gebe Dir drei Viertel meines Vermögens! Gestehen Sie, der Vorschlag war annehmbarer als der Ihrige. Wir einigten uns, und die Frau Baronin von Vorthheim wird nächstens Frau Rechtsanwält Vinden heißen . . .“

„Sind Sie mit Ihrem Märchen zu Ende?“ fragte Johannes, über dessen Züge sich eine tiefe Aufregung breitete, während die Augen in unheimlicher Bluth aufleuchteten.

„Märchen? Hier mein lieber Vetter.“

Und der Baron hielt seinem Vetter die Erklärung Clotildens vor die Augen. Der Missionsvorsteher lanate nach dem Papier, aber Vorthheim zog es hastig zurück.

„Mit Permission.“ lächelte er, „solche Dokumente gebe ich nicht einmal in Freundeshände!“

Und er legte die Schrift zu den übrigen Papieren. Es trat eine kurze stumme Pause ein.

Der Missionsvorsteher hatte den Kopf gegen die Hände gedrückt und sah wie ein Mensch da, dem sein Todesurtheil verkündigt wurde.

Dann erhob er sich, und den Sessel aurückstehend sagte er mit etwas heilerem Tone:

„Ich danke Ihnen für diese Mittheilung Vetter! Gute Nacht.“

„Sie wollen schon schlafen gehen?“ meinte der Baron, dem die innere Aufregung seines Verwandten nicht entanna.

„Ja, ich bin müde von der Reise . . .“

Bergnügt rieb der Baron sich die Hände, als sich die Thür hinter Johannes geschlossen hatte.

„Ja, geh und schlaf nur und träume. Fur diese Nacht habe ich Dir Brenneffeln in das Bett gestreut. Es geschieht Dir schon recht, Kanaille. Warum hast Du mich so niedrig targirt? Dreißigtausend Thaler, mich den Baron Vorthheim!“

Und er lachte wie ein boshafter Narr.

Nur wenige Minuten vor Johannes Ankunft hatte Clotilde, in einen schwarzen Schleier und einen dunklen Shawl gehüllt, die Villa Vorthheim verlassen.

Sie schlug den Weg nach Viktors Wohnung ein. Es war schon dunkel, und aus den Fenstern des einsam gelegenen Hauses leuchtete ihr Lichtschimmer entgegen.

Sie wollte Viktor die Erklärung ihres Mannes einhändigen und dann Abschied von ihm nehmen. Morgen wollte sie den Ort verlassen. Eine innere Unruhe, eine finstere Ahnung, die sie vergebens zu verschuchen drohte, flüsterte ihr zu, daß Viktor von einer unsichtbaren Gefahr bedroht sei, so lange sie in seiner Nähe weile. Immer und immer überfiel sie dieses bange Gefühl.

Es mochte sein, daß ihre ohnehin aufgeregten Nerven durch die Ereignisse dieses Morgens noch gereizter geworden waren, aber das war es nicht allein. Sie hatte das Gefühl, daß um sie herum schon etwas ausgebreitet wurde. Warum war Johannes so plötzlich verreißt? Was hatte er mit dem Baron unner zu verhandeln? Und dann die seltsamen Blicke, mit denen er sie betrachtete, wenn er sich unbeobachtet wählte. Längst schon hatte sich ihr der Gedanke aufgedrängt: Johannes liebt sie. —

Vergebens hatte sie sich zu überreden gesucht, daß es eine Täuschung, ein Irrthum sei, immer und immer wieder war ihr der Gedanke zurückkehrt und hatte sie mit Furcht und Grauen erfüllt. —

Darum fort, weit weg von hier — Trennung von Viktor, aber auch Trennung von Johannes! Lieber wollte sie das unwürdige Benehmen des Herrn von Vorthheim ertragen, als diese — Liebe des Missionsvorstehers, dessen Frömmigkeit in dem kleinen Märchen ein Kind der Sünde sah, und dessen Glaube es ihm erlaubte, kaltblütig die kleinen Vögel, die in den Zweigen ihre Nester sangen, todt zu schießen, weil es in der Schrift hieß:

„Und herrschet über die Vögel unter dem Himmel und alles Gethier, das auf Erden kriechet.“ Diese Gedanken gingen ihr durch den Kopf, während sie den Abhang hinauf stieg, auf dessen Höhe das kleine Haus lag. Jetzt stand sie vor der Thüre, sie war noch offen. In diesen thüringischen Waldorten kennt man noch nicht das Mißtrauen großer Städte. Man fürchtet weder Diebe noch Räuber und es giebt noch eine Menge Häuser in den thüringischen Walddörfern, welche bloß eine halbe Thür haben, die von der Schwelle bis zur Mitte reicht. Mit klopfendem Herzen stieg Clotilde die Treppe hinan. Leise pochte sie an Viktor's Zimmerthür.

„Herein!“ rief seine Stimme — sie öffnete und trat in das Gemach.

„Mama Clotilde . . . Mama Clotilde!“ rief freudig Clärchen, die, mit ihren Puppen spielend, am Tische saß, während Viktor das Buch, in dem er gelesen, überrascht niederlegte.

„Herzlich willkommen!“ saate er, ihr entgegengehend und die Hand bietend.

Aber schon war ihm die Kleine zuvorgetommen. Wie ein Vogel war sie vom Stuhle heruntergehuscht und auf die junge Frau hinaueilend und deren Kniee umfassend, rief sie:

„Ach, wie lieb Du bist, daß Du kommst, Mama Clotilde . . . Nun zeige ich Dir meine ganzen Spielsachen . . .“

„Mein liebes, liebes Kind,“ flüsterte die Baronin, bestürzt von einer Fluth süß-schmerzlicher Gefühle, und hob die Kleine zu sich empor und küßte sie inbrünstig und verhaß ihr Gesicht in dem weichen Lockenhaar des Kindes . . .

Aber die Kleine drängte zum Spieltisch. Mit einem wegmüthigen Lächeln reichte die junge Frau Linden die Rechte.

„Wir müssen ihr schon nachgeben, mein Freund!“

Viktor senkte bejahend das Haupt . . . Er ahnte die Bedeutung dieses Besuchs . . . und sein Herz zog sich zusammen bei dem Gedanken, daß diese Begegnung vielleicht die letzte sein sollte, die letzte fürs ganze Leben . . .

Wie unbefangen, wie glücklich die Kindheit ist! Das kleine Mädchen da mit dem blonden Lockenhaar, das ihr in lieblicher Verwirrung um das Köpfchen hing, mit den großen, strahlenden, langbewimperten braunen Augen hatte keine Ahnung von den Schmerzen, welche die Herzen beider, die da neben ihm standen, marterten. Klara zeigte Mama Clotilde ihre Puppen, die Arche Noah, ihren Garten, in welchem hölzerne Schächchen unter den grünbemalten Bäumen standen und ihr Bilderbuch, auf dessen Titelblatt eine Thierbude abgebildet war, vor welcher ein Ausrufer und ein buntschneidiger Hanswurst mit einer Trompete und Banke und eine Menge großer und kleiner Menschen standen. Wie eifrig plauderte das kleine Plappermäulchen, welche Geschichten und Abenteuer wußte es von seinem Püppchen zu erzählen. Plötzlich, mitten im Gespräch stockte sie und brach in ein so fröhliches Lachen aus, daß es im Zimmer von der hellen Kinderstimme wiederhallte.

„Sieh nur, Papa und Mama Clotilde, den dummen Bellen, was für Augen er macht!“

Der kleine Hund lag in der That in possirlicher Stellung, den Kopf zwischen den Foten, die Augen starr und ernsthaft auf den ungewohnten Besuch gerichtet, in dem Puppenbett, das ihm Klärchen abgetreten hatte.

Die Fröhlichkeit des Kindes entlockte selbst Viktor und Clotilde ein Lächeln und einen Augenblick fühlten sie sich so glücklich im Genuß der Gegenwart, wie das Kind, dessen Heiterkeit weder durch eine Erinnerung an die Vergangenheit, noch durch einen Hinblick auf die Zukunft getrübt wurde. Rasch verstreicht die Zeit den Glücklichen. Eine Stunde war seit dem Eintritt der Baronin verfloßen und noch immer lachten die Weiden dem lieblichen Plaudern des Kindes, das in seiner Freude über Mama Clotildens Besuch unerhöflich an drolligen Einfällen war. Aber plötzlich stockte der kleine rosige Mund, die Kleine strich sich mit der flachen Hand über die Augen und lächelte ermüdet der jungen Frau zu:

„Mama Clotilde, ich bin sehr müde. Trag' mich in's Bett!“

Und dabei streckte das Kind die kleinen, runden Armechen Clotilde entgegen.

Die junge Frau zog die Kleine an sich.

„Hast Du mich lieb, Klärchen?“ fragte sie mit halberstimmter Stimme.

„O, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„D, so lieb . . . so lieb!“ rief das Kind und drückte sein Händchen gegen sein Herz.

„Gute Nacht, Papa!“ Sie streckte ihm das Lockenköpfchen entgegen, das Viktor mit seinen Küßen bedeckte.

[Fortsetzung folgt.]

Allerlei.

Einen sehr seltenen und interessanten Krankheitsfall stellt der Oberarzt der Nervenklinik der Charité in Berlin, Herr Dr. Köppen der Gesellschaft der Charitéärzte vor. Es handelte sich um einen Kranken, der seit einiger Zeit das Symptom zeigt, daß er seine eigenen Gedanken laut werden hört. Dieses Symptom ist keine gewöhnliche Gehörs-Hallucination, wie sie häufig bei Geistesstörungen beobachtet wird, in denen die Kranken Geräusche oder Stimmen zu hören glauben. Das Eigenartige und Interessante des vorgestellten Falles besteht darin, daß der Patient stets das, was er denkt, schreibt oder spricht, zuerst mit lauter, klarer, später mit weinerlicher Stimme wiederholen hört. Auch wenn er über etwas nachdenkt, wird die Stimme hörbar. Ein schwieriges Wort, das er zu schreiben hat, wird von der Stimme richtig vorausgesagt. Der betreffende Patient hatte sich ganz plötzlich in ein junges Mädchen, welchem er in einem Café begegnete, verliebt; es durchschauerte ihn dabei ein eigentümliches Gefühl und seit dieser Zeit zeigt er die erwähnte Erscheinung. Er hört aber auch noch andere Stimmen, die nicht bloß das nachsagen, was er denkt, sondern es besprechen und kritisieren, entweder tadelnd oder lobend, und zwar ist dies immer eine ganze Gruppe von Personen. Die Hauptursache dieser geistigen Störung ist in diesem Falle darin zu suchen, daß der Patient ein sehr starker Trinker war und in ganz großen Quantitäten Alkohol zu sich genommen hat; dazu traten dann noch schwere häusliche Sorgen. Herr Dr. Köppen bezeichnete die Krankheit als „Gedankenlautwerden“ und suchte dieselbe in folgender Weise zu erklären: Wir können leicht bei uns beobachten, daß wir beim Denken einerseits leicht motorische Impulse in unserem Sprachapparat spüren, und andererseits ganz leise innerlich den Wortklang des gedachten Wortes hören. In dem vorliegenden Falle würde daher die Erscheinung des „Gedankenlautwerdens“ so sich erklären lassen, daß ein Täuschung über die Herkunft dieser Erscheinungen, welche unser Denken begleiten, und dadurch die Meinung entsteht, daß die innerlichen Impulse und das Mitklängen von fremden Personen ausgehe. Eine solche Andeutung einer normalen inneren Erscheinung (und zwar immer in Beziehung auf die eigenen Gedanken) wird aber, wie in der Regel, so auch in diesem Falle durch eine Erkrankung der Großhirnrinde, auch des Stirnhirns für sich, bedingt.

Einen Akt der Gerechtigkeit hat Fortuna bei der letzten Ziehung der Weimarer Lotterie ausgelöst. Sie hat das große Loos in die rechten Hände gelangen lassen; sie hat es nämlich einem kleinen Mann, einem Arbeiter, zugewendet, welcher nach seiner eigenen Versicherung plötzlich aus der größten „Bauvreté“ zum Reichthum eines Rothschild's gelangte. Der Maurer Täubert aus der Beusselstraße in Berlin ist der glückliche Gewinner. Das Loos, welches die Nr. 200 218 trägt, fiel in die Kollekte des Cigarrenhändlers Jüterbod, Beusselstraße 45; der Nominal-Gewinn (ein Silbersevice 2c.) beträgt 20 000 Mk. Da Herr Jüterbod den Gewinner nicht kannte, hängte er die betr. Dose im Schaufenster aus. Aber erst nach einigen Tagen stellte sich der Besizer des Looses, welcher auf einem benachbarten Neubau arbeitete, vor. Statt der zu erhaltenden Werthgegenstände wurden ihm in Folge Vereinbarung mit dem Generalkollekteur 13000 Mark ausbezahlt. Der biedere Maurer war natürlich über die Großmuth der Glücksgöttin hoch erfreut. Er hatte gerade noch 15 Pf. in der Tasche, so daß ihm die Kleinigkeit von 13000 Mk. sehr gelegen kam.

Vom Büchertisch

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Die Val Sugana-Bahn. Am 26. April d. J. wurde in Südtirol die 65 Km. lange Val Sugana-Bahn eröffnet. jene Bahn, welche bestimmt ist, in ihrer Fortsetzung auf italienischem Boden (Tegge-Bahano) Trient auf dem kürzesten Bahnwege mit Venedig zu verbinden. Wenig ist in den nördlichen Ländern bisher vom Val Sugana bekannt. Bald aber wird der Ruf seltener landschaftlicher Schönheiten und sehenswerther Bahnbauobjekte sich weiter verbreiten und zahlreiche Besucher anlocken, umso mehr, als die großartigsten Bauten und wildromantischsten Landschaftsbilder im Anjange der Bahn, zwischen Trient und Bergine liegen. Nur 9 Km. beträgt die Luftlinie zwischen diesen Punkten, aber die Bahn hat auf ihrem Wege eine Höhenifferenz von 272 Meter zu bewältigen; sie übersteigt das Etschthal auf zwei Viadukten von zusammen 122 Öffnungen und gewinnt hierauf in mehreren Windungen zwischen Nord und Süd durch Schluchten und Tunnels, über Viaducte und Brücken die angegebene Höhe. Zur Eröffnungsfeier ist im Verlage Lufsch in Wien in deutscher und italienischer Sprache ein mit zahlreichen Illustrationen, sowie zwei Karten (deren eine das ganze Netz der projektirten Lokalbahnen in Südtirol einschließt) ausgehatterter Val Sugana-züher erschienen (Preis 30 Kr.), welcher erschöpfende Aufschlüsse über die technischen und landschaftlichen Sehenswürdigkeiten der neuen Bahnlinie giebt.